

**Angelika Wöllstein-Leisten, Axel Heilmann, Peter Stepan, Sten Winkler,
Deutsche Satzstruktur Grundlage der syntaktischen Analyse,
Stauffenburg Verlag, Tübingen 1997, 135 S.**

Dieses als Einführung gedachte Buch „bietet“ nach den Verfassern eine solide Grundlage für die Beschäftigung mit der deutschen Syntax und ihren zentralen Fragestellungen“ und „soll dazu beitragen, den grammatischen Blick für den inneren Aufbau syntaktischer Strukturen zu schärfen“ (S.1). Es wurde weder „als eine weitere allgemeine Einführung in die Linguistik“ noch „als ein kurzer Durchmarsch durch die deutsche Grammatik“ konzipiert. In diesem Zusammenhang wird aber nicht erläutert, welche Ziele es außer der Verschärfung des grammatischen Blickes für den inneren Aufbau syntaktischer Strukturen verfolgen soll und ob es für eine bestimmte Lehrveranstaltung oder für das Selbststudium (z. B. als erweiternde Lektüre) konzipiert wurde. Schon beim Lesen des Vorwortes wird ein erfahrener Leser unruhig, denn er erfährt, dass die Verfasser haben „bewußt darauf verzichtet, ausschließlich einer grammatischen Theorie den Vorrang zu geben und die eingeführten Begriffe und Phänomene auf nur einen Theorierahmen zuzuschneiden“, denn der „Leser sollte die Möglichkeit bekommen, schnell und übersichtlich die wichtigsten Beschreibungsinstrumente und Phänomenbereiche der Grammatik zu erschließen, soweit er noch nicht mit den Grundlagen der syntaktischen Analyse vertraut ist“ (S. 1). Es wird noch hinzugefügt, „daß die einzelnen Bereiche dieses Buches von jeweils verschiedenen Grammatiktheorien beeinflusst sind...“. Die Verfasser bedienen sich also in den einzelnen Kapiteln verschiedener Beschreibungsmethoden, denn dies schien ihnen „für eine sinnvolle Darstellung der Grundzüge nötig“ (S. 1). Dies ist m. E. eine diskutabile und bestimmte Gefahren in sich bergende Meinung, denn durch den Gebrauch von den aus verschiedenen linguistischen Theorien übernommenen Instrumentarien kann der unerfahrene, angehende Grammatikforscher in Verwirrung versetzt werden. Dies scheinen auch die Verfasser zumindest intuitiv zu spüren, denn sie wollen „aus Gründen der allgemeinen Verständlichkeit ... auf Begriffe der traditionellen, normativen Lateingrammatik zurückgreifen, ... und nur „solche

theoretischen Ansätze" heranziehen, „deren Einsichten entweder bereits allgemein anerkannt sind oder die Grundlage für die gegenwärtige Diskussion sind" (S. 1). Es geht hier um Elemente des klassischen Strukturalismus (Glinz), der Phrasenstrukturgrammatik und der generativen Transformationsgrammatik (Harris, Chomsky, Jackendorff), der funktionalen Grammatik im Sinne von Admoni usw. Außerdem tauchen hier und da Elemente der Kasustheorie, der logischen, semantischen und syntaktischen Valenz, der relationellen Grammatik (Perlmutter), der Rektions- und Bindungstheorie (Burzio, Grewendorf), sowie des heutzutage sehr populären Prinzipien- und Parametermodells (Chomsky). Dieses Buch könnte also heißen „Einführung in die Theorien der Syntaxforschung", wenn die einzelnen Theorien nicht ausschnittsweise, d. h. in geringen Bruchteilen bei der Beschreibung von ganz unterschiedlichen Erscheinungen, sondern als Ganzes präsentiert würden. Dies ist aber nicht der Fall, denn hier wird eine Art Ausgleichgrammatik geschaffen, die auf keinen Fall homogen ist.

Schon im ersten Kapitel (Einführung) wird der wirklich unvorbereitete Leser verwirrt, denn er erfährt nicht eindeutig, welche Grammatik (mentale Fähigkeit oder Theorie der Beschreibung dieser Fähigkeit) die Autoren immer meinen. Nicht eingegangen wird auch auf die Problematik der Grammatik i.e.S. und der Grammatik i.w.S. Es ist weiter auch nicht klar, womit sich die einzelnen Bereiche der Grammatik befassen (vgl. Semantik – Interpretation von Wörtern und Sätzen). Für die sprachlichen Einheiten (Satz, Phrase, Wort, Morphem, Phonem, dinstinktives Merkmal) werden keine Definitionen, sondern nur Beispiele angegeben. Woher soll ein zu einer Einführung greifender angehender Linguist die Unterscheidungsmethoden und das Diagnoseinstrumentarium nehmen? In dieser Arbeit findet er dies nicht. Bei der Besprechung der Konstituentenstruktur des Satzes (Kap. 2) ist es nicht ganz klar, ob die Verfasser mit dem Begriff der Konstituente die Nominal- und Verbalphrase oder die Satzglieder, sogar Gliedteile meinen, wozu das Fehlen der Unterscheidung zwischen dem Konstituentenbegriff im klassischen Strukturalismus (z. B. IC-Analyse) und der GTG einerseits, und z. B. dem Konstituentenbegriff in der Dependenzgrammatik (Satzglieder in der traditionellen Grammatik) beiträgt. In diesem Zusammenhang ist die Beschreibung der Anwendung und der Ziele der Konstituententests eine positive Ausnahme, wobei auch hier bestimmte Unzulänglichkeiten zu finden sind. Es wird z. B. nicht eindeutig festgestellt, dass nicht alle Konstituenten des Satzes (z. B. das Prädikat) verschiebbar sind, dass es verschiebbare (z. B. quantitative) und nicht verschiebbare Attribute gibt, dass nicht alle Konstituenten substituierbar sind (vgl. feste Wortverbindungen), dass nicht alle Konstituenten (z. B. Auxiliärverben) erfragbar sind und dass die Pronominalisierung nicht in allen Fällen möglich ist (Prädikat).

Außerdem verwechseln die Verfasser die Prowörter (z. B. Proadverbien) mit den Pronomen. Es wird auch nicht ausreichend erläutert, wozu die einzelnen Tests dienen (Tilgung – Satzminimum); die Feststellung, dass alle diese Tests nur der Unterscheidung zwischen Konstituenten und Nicht-Konstituenten dienen, ist m. E. irreführend.

Der Aufbau des dritten Kapitels erweckt den Eindruck, dass der Begriff „syntaktische Kategorien“ ein Oberbegriff „lexikalische Kategorien“ (Wortklassen) und „Phrasenkategorien“ (VP, NP, AdjP, AdvP und PP (Präpositionalphrase) ist, was zumindest als fraglich zu betrachten ist. Dabei wird aber mit Recht betont, dass gleiche Form verschiedene syntaktische Funktion ausüben kann (z. B. präpositionales Substantiv als Präpositionalobjekt oder als Attribut). Diesem Problem ist jedoch zu wenig Platz gewidmet. Bei der Besprechung der größten Phrasenkategorie, d. h. des Satzes, werden auch die Satzformen, Satzarten und Satztypen behandelt.

Im vierten Kapitel werden die „syntaktischen Funktionen“, d. h. die Satzglieder (mit Ausnahme des Prädikats) und Glied(teil)sätze behandelt. Von den Satzgliedern werden nur das Subjekt und die Objekte einigermaßen zufriedenstellend behandelt, wobei aber nicht eindeutig festgestellt wird, ob die freien Dative Dativobjekte sind oder nicht. Es ist auch nicht ganz klar, warum in diesem Zusammenhang das sog. ‘bekommen’-Passiv – eigentlich ist das eine Passivkonverse – mit so vielen Beispielen behandelt wird. Die Adverbiale werden dagegen nur mit Beispielen aufgezählt. Es wird auch nicht erklärt, wodurch sich das Subjekts- und Objektsprädikativ vom Subjekts- und Objektsattribut (prädikatives Attribut) unterscheiden und was diese beiden Konstituenten des Satzes Gemeinsames haben. Diese Attribute stehen doch in gleicher Relation zu ihren Bezugseinheiten (ist-Relation, Zuordnung), sind aber im Gegensatz zu den Prädikativen weglassbar.

Sie nannte den Mann dumm. (*Sie nannte den Mann.) – Objektsprädikativ
 Sie trank den Tee (heiß). – Objektsattribut

Im Gegensatz dazu ruft die Besprechung der Attribute (darunter auch der Apposition und Juxtaposition) keine besonderen Einwände hervor. Es müsste jedoch eindeutiger festgestellt werden, dass die Attribute nicht Satzglieder, sondern Gliedteile, d. h. sekundäre Satzkonstituenten sind.

Die Besprechung von Glied- und Gliedteilsätzen ist ein Spiegelbild der Behandlung von Satzgliedern. Während die Subjekt- und Objekt- und Attributsätze verhältnismäßig klar behandelt werden (mit Definitionen), werden die Adverbialsätze meist nur aufgelistet (mit Beispielen). Nicht berücksichtigt werden die Prädikativsätze, was auch Helbig/Buscha tut, und die weiterführenden Nebensätze.

Im fünften und sechsten Kapitel wird die Topologie behandelt, wobei sich die Autoren eindeutig auf die Theorie von Ulrich Engel und Ursula Hoberg stützen. Im Anschluss an diese Forscher wird der ganze Satz in fünf Positionen eingeteilt (Vorfeld, linke Satzklammer, Mittelfeld, rechte Satzklammer, Nachfeld), wobei die Besetzung des Vorfeldes, Mittelfeldes (mit den Abfolgeregeln in diesem Feld) und Nachfeldes so ausführlich und übersichtlich behandelt wird, dass auch der unerfahrene Leser ein verhältnismäßig klares Bild bekommt. Das Gesamtbild der Satztopologie wird durch die Berücksichtigung der funktionalen Satzperspektive (Thema-Rhema-Gliederung) oder des Gesetzes der wachsenden Glieder (indirekt) vervollständigt. Im Vergleich mit den anderen Kapiteln kann dieses als sogar musterhaft bezeichnet werden, was sicherlich das Ergebnis dessen ist, dass sich die Verfasser dabei einer einheitlichen, homogenen Beschreibungsmethode bedienen.

Warum die Verfasser im siebenten Kapitel (Tempus und Modus) die herkömmlichen und allgemein anerkannten Bezeichnungen manchmal durch fast völlig unbekannte ersetzt haben (vgl. Futur Perfekt statt Futur II) bleibt ihr Geheimnis. Auch die Einführung des „Futur Präteritum“ (würde + Infinitiv I) und des „Futur Plusquamperfekt“ (würde + Infinitiv II) ist eher irreführend. Es darf nicht vergessen werden, dass die unerfahrenen Leser dieses Buches dann zu anderen Grammatiken (z. B. Duden-Grammatik) greifen werden, wo sie derartige Bezeichnungen nicht finden. Nicht ausreichend werden die einzelnen Bedeutungsvarianten der Tempora behandelt. Der Leser kann nur mit Mühe zu der Feststellung geraten, dass ein vergangenes Geschehen mit Hilfe von fünf Tempora beschrieben werden kann – von einer exakten Abgrenzung ist hier keine Rede. Die Betrachtung des Konjunktivs ist weniger als oberflächlich. Die Feststellung, dass der Konjunktiv verwendet wird, „wenn der Sprecher sozusagen einen gewissen Abstand nehmen möchte von dem, was er sagt“, ist irreführend. Die spätere Ergänzung um die Behauptung, dass er zum „Ausdruck der Aufforderung und des Wunsches“ gebraucht wird, verdunkelt das Bild noch stärker. Bei der Behandlung der Konjugation wird nicht darauf eingegangen, dass es Verben mit einem nicht vollständigen Paradigma gibt (passieren, geschehen, hageln).

Das achte Kapitel (Argumentenstruktur) ist eine Art „Mülltonne“, in der verschiedene, sogar ganz unterschiedliche Probleme behandelt werden (Passivbildung, Externalisierung, designierte und nicht-designierte Argumente sowie ihre Charakteristik, Auxiliarrektion. Eigenschaften ergativer Verben (Verben ohne designiertes Argument), darunter Perfektbildung, -er-Nominalisierung von ergativen Verben, komplexes Vorfeld usw. In diesem Kapitel gibt es viel Wissen, doch es ist leider eher ein Zufall, was, wo und wie behan-

delt wird. Nicht ganz klar ist, warum hier die ergativen Verben besonders bevorzugt werden. Bei der Behandlung dieser Probleme beziehen sich die Verfasser teilweise auf die Dependenzgrammatik, wobei sie aber das Subjekt und das direkte Objekt vorrangig behandeln, und teilweise auf die von Williams eingeführte Unterscheidung in externes und internes Objekt. Dabei werden auch die neuesten Erkenntnisse von Haider (Vorgänge bei der Kasusrealisierung in Abhängigkeit von Argumentenstruktur und Finitheit des Verbs) berücksichtigt. Diese Mischung ergibt ein unklares Bild der behandelten Beziehungen, denn die Verfasser können das umfangreiche und komplizierte Material nur mit Mühe bewältigen.

Im neunten Kapitel (Pronomina) werden Pronomina mit Prowörtern (Pronominal- und Proadverbien) verwechselt. Positiv zeichnet sich dagegen die im Anschluss an Helbig/Buscha durchgeführte Beschreibung der Funktionen von „es“. Die übrigen Probleme (z. B. der Gebrauch von referentiellen Ausdrücken oder das implizite Subjekt in den satzwertigen Infinitivkonstruktionen) werden nur am Rande behandelt.

Den letzten Teil des Buches bildet ein kleines Kapitel mit durchaus gelungenen Übungen, die sich im Seminar (auch im Ausland, Auslandsgermanistik) verwenden lassen. Die Übungen sind im Vergleich mit dem behandelten Material, das auf eine sehr komplizierte Art dargeboten wird, verhältnismäßig einfach und können – zumindest manche – auch ohne Kenntnis dieses Buches gemacht werden.

Aufgrund der durchgeführten Analyse des Inhalts dieses Bandes lässt sich feststellen, dass es den Autoren nur in einem geringen Maße gelang, ihre Ziele, die im Vorwort präsentiert werden, so zu realisieren, wie sie es geplant haben. Das Buch ist zwar – wie alle anderen Stauffenburg Einführungen – als Arbeitsmaterial für Seminare konzipiert, kann aber m. E. erst bei erfahrenen Studenten (z. B. als Begleitmaterial) Anwendung finden, denn es ist auf keinen Fall „eine leicht verständliche“ Einführung, wie es der Verlag im Umschlagtext behauptet. Es ist ein gutes Material für Kritik von manchen Theorien und Anschauungen. Den Verfassern und den Herausgebern kann man zustimmen, wenn sie schreiben: „*Deutsche Satzstruktur* möchte den Blick für den inneren Aufbau von deutschen Sätzen schärfen, ... „Geschärft wird der Blick vor allem durch die Möglichkeit der kritischen Betrachtung von vielen hier präsentierten Anschauungen und Theorien, sowie durch die Anfügung von unabdingbaren Ergänzungen, vor allem aber auch durch das Ordnen von den an verschiedenen Stellen zerstreuten Informationen über eine Erscheinung.“

Hanna Biaduń-Grabarek